



Predigt im Festgottesdienst zum Volkstrauertag
in Leveste
16. November 2014

Es gilt das gesprochene Wort

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus, Amen

Liebe Gemeinde,

der „große Krieg“, die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ - so wird heute der Krieg beschrieben, der vor 100 Jahren ausbrach und den wir den 1. Weltkrieg nennen. Mein Großvater ist als 16-jähriger mit Begeisterung in diesen Krieg gezogen. Ich habe mit ihm nie über seine Begeisterung für den Krieg gesprochen. Hatte er keine Angst vor dem Tod, vor Verletzung, vor Hunger? Und was ging ihm durch den Kopf, als er an der Front angekommen war? Erzogener Hass auf die Franzosen? Abenteuerlust? Kameradschaftliche Prüfung? Im vergangenen Jahr habe ich mit meinen Kindern Verdun in der Champagne besucht. Der Ort, an dem der furchtbarste Stellungskampf im 1. Weltkrieg stattfand. Ich wollte ihnen diese riesigen Gräberfelder zeigen mit den abertausenden von weißen Kreuzen. Hunderttausende Menschen gingen in den Tod. Für die Ehre? Fürs Vaterland? Für was?

Am Ende, 1918, schätzte man unfassbare 17 Millionen Tote. Männer – Frauen - Kinder, zu denen sich keine 30 Jahre später noch einmal 50 Millionen Tote aus der ganzen Welt legten. Tiefe Trauer, Ratlosigkeit, Verdrängung und Scham lähmten ein Land nach dem größten Menschheitsverbrechen aller Zeiten. Die Menschen, die überlebt hatten, suchten nach Rechtfertigungen, Erklärungen und nach Trost. Deshalb wurden in oder bei den meisten Kirchen Gedenkorte geschaffen. Orte der Trauer, wenn die verstorbenen Soldaten auf den Schlachtfeldern nur verscharrt wurden - wenn überhaupt. Orte, die diesem Sterben einen vermeintlichen Sinn geben und sei es nur ein nachträglicher: Der Tod des geliebten Mannes, Vaters, Sohnes kann nicht vollkommen sinnlos gewesen sein. Nicht so sinnlos, dass seiner nicht mehr gedacht werden darf. Die, die zurückkamen, waren lange weg. Vielleicht zu lange. Und sie kamen ganz anders wieder, als sie weggegangen sind. (Wolfgang Borchert). Auch für sie: Orte des Gedenkens, damit wirklich bleibt, was im Laufe der Jahre so unwirklich erscheint.

Einmal im Jahr gehen wir in unseren Dörfern und Städten gemeinsam an diese Denkmäler. Hier in in Leveste fand die Gedenkfeier heute Mittag statt. Wenn wir dort Kränze niederlegen, dann sind unsere Gedanken nicht nur bei unseren Verstorbenen, sondern bei allen Menschen, die durch Gewalt und Terror starben und vernichtet wurden.

Wir gehen an die Orte, die eine Ambivalenz in sich tragen. An vielen Orten wusste man vor allem nach dem zweiten Weltkrieg nicht mehr, was auf die Gedenkmale geschrieben werden sollte. Wie soll in Worte gefasst werden, was sprachlos gemacht hat? So lesen wir oft nur die Jahreszahlen: „1939 - 45“. Oder wir finden schlicht: „Unseren Toten“. Oder nur die Namen der Verstorbenen. Orte der Ambivalenz. Sie stehen immer wieder im Zentrum kontroverser Diskussionen, so wie der Volkstrauertag selbst auch.

1920 wurde er auf Initiative des Volksbundes deutscher Kriegsgräberfürsorge als Gedenktag für die Kriegstoten des ersten Weltkrieges ins Leben gerufen; 1922 erstmals mit einer offiziellen Feierstunde im Reichstag begangen, bei der der damalige Reichspräsident Paul Löbe eine international vielbeachtete Rede hielt, in der er den Gedanken der Versöhnung und Verständigung der ehemaligen Kriegsgegner in den Vordergrund stellte. 1934 wurde der Volkstrauertag durch Gesetz zum Staatsfeiertag und gleichzeitig in „Heldengedenktag“ umbenannt. Die Helden waren Männer, die für ihr Vaterland kämpften und ihr Leben auf dem Feld der Ehre, wie man es damals nannte, ließen.

Nach Gründung der Bundesrepublik wurde der Volkstrauertag 1950 wieder eingeführt, doch sein Charakter und seine Zielsetzung hatten sich vollkommen gewandelt. Schmerzhaft hatte man einsehen müssen, dass es noch andere Werte gab als den des Vaterlandes. Mit Erschrecken und Trauer blickten die Menschen zurück auf das Grauen zweier Weltkriege, in denen Millionen Menschen nicht, wie man gerne beschönigend formuliert: „gefallen“, sondern einen sinnlosen und qualvollen Tod gestorben waren. Deutschland stand da, besudelt unter den Völkern. Eine öffentliche Heldenehrung war unmöglich geworden, nur noch stummes Totengedenken schien angemessen. Das millionenfache Töten im Krieg, das für Volk und Vaterland, in Wahrheit aber für eine ebenso wahnsinnige wie gottlose Ideologie geschah, hat es auch nach dem zweiten Weltkrieg viele Jahre unmöglich gemacht, den Volkstrauertag angemessen zu begehen.

Unsere Kirche hat lange gebraucht, bevor sie sich aus ihrer Kriegsbegeisterung befreite. Zwei Weltkriege und unzählige andere kriegerische Auseinandersetzungen brauchte es, um endlich ganz deutlich den radikalen Auftrag zum Frieden im Leben Jesu zu lesen.

Wenn wir am Volkstrauertag den Blick zurückwenden, dann kann das immer nur ein trauriger und mahnender Blick zugleich sein. Wenn ein Volk trauert, dann ist diese Trauer Schmerz, tiefer Schmerz über Verlust und Opfer.

Gleichzeitig ist diese Trauer auch Solidarität, Solidarität mit dem Leid der Leidenden und denen, die zurückgeblieben sind.



Und diese Trauer ist das Ja zu einer Verantwortung für die Gestaltung der Zukunft. Einer Zukunft, die die Begrenztheit und die Maßlosigkeit menschlicher Möglichkeiten nie wieder vergisst. Einer Zukunft, die Leben im Glauben zu deuten versucht.

„Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, daß wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat. So sind wir denn allezeit getrost und wissen: solange wir im Leibe wohnen, weilen wir fern von dem Herrn; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. (Aus 2. Kor. 5. Predigttext am Volkstrauertag 2014)

Seufzen, sehen, wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Vom Himmel zu wissen und dennoch auf der Erde verwurzelt zu sein, in diesem Zwischenraum leben wir als Christinnen und Christen. In diesem Raum müssen wir umgehen mit den großen, uns plagenden Widersprüchen zwischen den Versprechungen Gottes und dem Zustand dieser Welt. Gedenktage wie der Volkstrauertag konfrontieren uns mit diesen Widersprüchen. Es gibt genügend Gründe, um an der Güte des Lebens zu zweifeln. Viele von uns möchten deshalb schnell weiter, in die besinnliche Zeit, in der von Ankunft und Geburt die Rede ist und nicht von Verlust, Sterben, Krieg und Trauer.

Doch eine Tradition zu haben wie den Volkstrauertag heißt, bewusst an die Stelle der Toten zu treten. Wenn wir uns ihrer erinnern, setzen wir uns auseinander mit ihren Visionen, ihren Irrtümern und mit ihrem Glauben an das Leben. Wir haben eine Herkunft in den Geschichten der Toten. Sie lehren uns klagen über das, was ihnen angetan wurde. Diese Erinnerung bildet unsere Seele weiter. Wir schulen unser Gewissen, und wir lernen, selber gut zum Leben zu sein.

Vielleicht werden wir glaubhafter, wenn wir nicht einfach schnell über das Leben hinwegsehen und von Gottes guten Verheißungen reden, sondern das Leben in diesem Zwischenraum zwischen Glauben und Schauen, Seufzen und Hoffen als einen lohnenden, lehrreichen Ort wahrnehmen. Hoffnung lernen, heißt auch Illusionen zu verlernen. Auch Illusionen über Gott. An Gott glauben, heißt auch, an Gott leiden. Leiden an seiner Dunkelheit, leiden an seiner Abwesenheit. Gott zu vermissen, ihn herbeizusehnen, gehört zu unserem erwachsenen Gottesglauben. An den großen Untergängen, die in den vergangenen 100 Jahren geschehen sind, buchstabieren wir die alte Frage der Psalmen: Wo bleibst du Gott? Wo bleibst du Trost der ganzen Welt? Wann kommst du? Mit dieser Frage geben wir den letzten Grund des Glaubens nicht auf: Gott kommt. Er lässt nicht zu, dass das Leben in Vernichtung bleibt.



Deshalb gehen wir heute an die Denkmäler und Gedenktafeln und stellen die Frage nach der Würde und dem Auftrag des Menschen. Es gibt nur wenige Orte in unserer Gesellschaft, an denen diese Frage so deutlich gestellt wird. Was soll aus einer Welt werden, in der diese Frage nicht mehr laut wird? Wo diese Frage verstummt, versinkt das Leben in Beliebigkeit.

Heute an den Denkmälern schauen wir deshalb nicht nur traurig und seufzend zurück, sondern sehen uns konkret nach sichtbaren Fortschritten für den Frieden im Nahen Osten, in Afghanistan, in der Ukraine, im Sudan, in Syrien. Wir sehen aufs Grausamste, dass die weltweite Friedensordnung verwundbare Stellen hat. Terror, Not und Vertreibung versetzen unserem Sehnen nach Frieden grausame Schläge. Ermüdend, entmutigend sind die Bilder und Nachrichten, die uns Tag für Tag erreichen.

Und doch: Der Himmel, der kommt, grüßt schon die Erde, die sich noch müht. Nach zwei Weltkriegen sind Menschen und Völker in Europa aufeinander zugegangen. Mit Polen, Frankreich und England leben wir heute in Frieden. Versöhnung kann gelingen. Europa ist ein großes Friedensprojekt. So sind wir getrost. Getrost, dass Frieden möglich. Wir wandeln in diesem Raum zwischen Glauben und Schauen und leben aus der Hoffnung, dass unsere Behausung überkleidet wird.

Amen